

KARA TIPPETTS

elle
IN DEN
STÜRMEN
des Lebens
HÄLTST
DU MICH

AUS DEM AMERIKANISCHEN VON BEATE ZOBEL

Für Jason

*Danke, dass du unter all den Frauen auf der Welt
mich ausgesucht hast.*

Für

Eleanor Grace, Harper Joy,

Lake Edward, Story Jane

*Jeder von euch hat mir auf seine Art gezeigt,
was im Leben das Wichtigste ist.*

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	12
Kapitel 1 – <i>Wie alles begann</i>	17
Kapitel 2 – <i>Die Liebe ist freundlich</i>	39
Kapitel 3 – <i>Alles kommt anders</i>	71
Kapitel 4 – <i>Eine Zeit zum Tanzen</i>	95
Kapitel 5 – <i>Land der Schatten</i>	119
Kapitel 6 – <i>Ich habe es ausgesprochen</i>	133
Kapitel 7 – <i>Das Vertrauen eines Kindes</i>	153
Kapitel 8 – <i>Frieden im Sturm</i>	175
Briefe von Kara	194
Brief von Jason	203
Dank	206

Vorwort

Jeder von uns hat seine ganz eigene Geschichte. In den über vierzig Jahren, die ich nun schon im Rollstuhl sitze, habe ich *vielen* Geschichten von Leuten gehört, vor allem schwere. Ich fand sie in Blogs und Artikeln, in Büchern oder sie wurden mir persönlich erzählt. Und ich habe festgestellt: Menschen, die Leidvolles erfahren, verlieren sich oft irgendwann in Details. Sie sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Sie erleben ihre schwierigen Umstände wie einen umgestürzten Stamm, der ihnen den Weg versperrt. Ihre Geschichten klingen dann so, als müssten sie nur dieses eine Hindernis überwinden und schon würde alles wieder gut. Doch wer so auf die kleinen Etappensiege fixiert bleibt, verliert den Blick für die großen Zusammenhänge seiner Geschichte.

Es ist eine hohe Kunst sowie geistliche Disziplin, einen Schritt zurückzutreten, den Blick von den Details zu lösen und die eigene Geschichte als einen Teil von Gottes großer Geschichte zu sehen. Genau das macht Kara Tippetts. Sie weiß, was Leiden bedeutet. Und zugleich ordnet sie damit ihre Geschichte in etwas Größeres ein, sodass ihre auch zu der unseren wird.

Jeder von uns kennt das: Im ersten Moment schweben wir mit Gott noch über dem Teppich, doch schon im nächsten trifft uns eine Not, die uns wie in ein schwarzes Loch verschlingt. Angst und Beklemmungen rauben uns jede Freude, und der Schmerz

ist so heftig, dass wir nicht mehr wissen, wie wir den nächsten Tag überleben sollen. Wenn die Nacht so über uns hereinbricht, hoffen wir nur noch auf den nächsten Morgen.

Trifft das Leid einen Menschen direkt und unvermittelt wie im Fall von Kara, dann braucht die Person Kraft, um nicht zu verzweifeln. Sie braucht jemanden, irgendeinen, der ihre Lage kennt und nachempfinden kann. So kamen wir beide miteinander in Kontakt, nachdem Kara von meinem Kampf gegen Krebs erfahren hatte. Jeder von uns konnte sich gut in die Lage der anderen hineinversetzen.

Vielleicht lag es daran, dass ich immer versucht habe, meine Geschichte mit Gottes Augen zu sehen, indem ich aus meinen alltäglichen Herausforderungen als Gelähmte, unter Schmerzen leidende, krebskranke Frau heraustrete, damit eben solche Begegnungen möglich werden.

Kara und ich erkannten, dass unsere Geschichten sich nur erzählen lassen, wenn wir uns verletzlich machen und offen sind. Gleichzeitig sind wir uns auch darüber bewusst, dass unsere Geschichten bei anderen Menschen nichts bewirken oder verändern können – nur Gottes Wort ist dazu in der Lage. Das ist einer der Gründe, warum ich Karas Buch so schätze. Sie hat, weil sie um die Kraft von Gottes Wort weiß, viele kleine Passagen aus den Psalmen und anderen Büchern der Bibel in ihre Geschichte aufgenommen. Sie hat Verse aus der Bibel gewählt, die uns den Blick öffnen für die größeren Zusammenhänge und für Gottes Absichten mit uns – mitten in unserem Schmerz. Sie erinnert Sie als Leser daran, dass Gottes Pläne vollkommen sind und dass unser Erlöser, der genau weiß, wie Leid und Schmerz sich anfühlen, ständig vor Gott für uns einsteht. Gibt es etwas, das noch mehr tröstet?

Es ist eine Ehre für mich, dieses Vorwort schreiben zu dürfen. Kara und ich, wir beide, wissen, dass Leiden ein Begleiter auf dem Lebensweg ist, auch wenn er einem dunkel und fremd erscheint. Er ist ein ungebetener Gast und doch ist er ein Gast. Leiden ist eine verletzte Form des Segens, doch nichtsdestotrotz Segen, der aus Gottes Hand kommt. Deshalb betont Kara in ihrem Buch so sehr den Frieden Gottes, der in solchen Stürmen nicht einfach zu leben und herausfordernd zu erleben ist. Es ist kein billiger, oberflächlicher Friede. Aber ein Friede, der uns an den Ort bringen kann, wo wir an den Leiden Jesu teilhaben und in inniger Gemeinschaft mit ihm verbunden sind. Was nichts anderes heißt als Leidvolles so anzunehmen, als ob wir Gottes linke Hand halten würden – was *viel besser* ist, als überhaupt keine seiner Hände zu ergreifen.

Ich bete, dass dieses Buch Sie ermutigt und inspiriert. Besonders diejenigen, die selbst gerade durch stürmische und harte Zeiten gehen. Möge Karas Geschichte Sie ermutigen und segnen! Ihre Geschichte wird Ihnen helfen, mehr zu erkennen als nur Bäume oder einen Stamm.

Joni Eareckson Tada

Einleitung

Ich träume davon, dass andere Menschen das lesen, was ich hier niederschreibe. Es ist sogar noch mehr als ein Traum, es könnte zum Sinn und Ziel meiner ganzen Lebensgeschichte werden. Ich werde von dem Kaputten und Verletzten erzählen, das geheilt und wiederhergestellt wurde. Meine Geschichte handelt von meinen Begegnungen mit Jesus an dunklen Orten. Ich habe ihn in der Realität meiner Gegenwart, im Hier und Jetzt, kennengelernt und er hat mir seine Güte gezeigt, während mein Leben zu Staub zerfiel.

Ich bin nicht die einzige Krebskranke, die ihre Geschichte niederschreibt. Ich bin auch wirklich nicht die Erste, die über das Leiden schreibt. Es gab so viele vor mir, die mit größerer Klarheit und Einsicht über diese Themen nachgedacht haben. In diesem Buch zeige ich mich als eine Frau, der das Leben übel mitgespielt hat, die jedoch mit der Hoffnung lebt, dass ihre Zerbrochenheit auch ihre größte Stärke sein könnte. Und ich vermute, dass dies für jeden von uns gelten könnte.

In der Dunkelheit meiner Erkrankung ließ ich alles Unnötige los und suchte an erster Stelle nach Gottes Nähe. In den Zeiten der Schwäche lernte ich, wie schön es ist, von Gott beschenkt zu werden, wie man aus Schwäche Stärke gewinnt, und wie kostbar es ist, in jedem Augenblick des Alltags nach Gott Ausschau zu halten.

Bevor ich Krebs bekam, hätte ich von mir gesagt, dass ich mehr über Gottes Gnade herausfinden wollte. Aber in Wirklichkeit war ich damals vor allem aktiv. Gab es irgendwo eine Not, dann bemühte ich mich, sie zu lindern. Mein Christsein bestand darin, zu gehen, zu tun und zu lieben. Mit der Nähe zu Jesus hatte all das wenig zu tun. Natürlich war mir auch damals schon klar, dass all mein Fleiß nicht mit meinem Glauben gleichzusetzen ist. Aber ich lebte trotzdem zu großen Teilen aus eigener Kraft. Erst als ich nichts mehr tun konnte, entdeckte ich Jesus. Ich begegnete ihm in einer Nähe, die ich zuvor nicht gekannt hatte.

Als ich bettlägerig wurde, hörten alle diese Aktivitäten auf. Ich konnte niemandem mehr dienen, konnte keine Freunde mehr einladen und mich nicht mehr um die Menschen in Not kümmern. Plötzlich war ich selbst hilfsbedürftig. Ich war die Frau eines Gemeindegründers und brauchte plötzlich rund um die Uhr Unterstützung, weil ich unsere dreijährige Tochter nicht mehr versorgen konnte. An manchen Tagen konnte ich nicht einmal mehr die Treppe vom Schlafzimmer hinunter ins Esszimmer gehen, um mit meiner Familie zusammen zu essen. In diesen Zeiten blieb mir nichts anderes übrig, als mich nach Gottes Gnade auszustrecken. Und ja, ich fand seine Gnade – in meiner Krankheit und all dem Schrecklichen, das mein Leben nun ausmacht. Ich begegnete dem Jesus, der seinen Nachfolgern demütig die Füße wusch.

Es ist nicht einfach, sich dafür zu entscheiden, sein Leben auf Gnade umzustellen, wenn man gewohnt ist, der eigenen Kraft zu vertrauen. Aber ich hatte mich entschieden: Meine verbleibenden Tage will ich nutzen, um jeden Atemzug als Geschenk zu empfangen und mich selbst in größtmöglicher Liebe zu

verschenken. Wäre das nicht für jeden Menschen ein guter Lebensstil? – Auch ohne Leidensdruck? Unsere tägliche Berufung heißt doch: demütig zu sein angesichts der Gnade Gottes.

„Nein, denn Gott hat sich die aus menschlicher Sicht Törichtesten ausgesucht, um so die Klugen zu beschämen. Gott nahm sich der Schwachen dieser Welt an, um die Starken zu demütigen. Wer von Menschen geringschätzig behandelt, ja verachtet wird, wer bei ihnen nichts zählt, den will Gott für sich haben. Aber alles, worauf Menschen so großen Wert legen, das hat Gott für null und nichtig erklärt. Vor Gott kann sich niemand etwas auf sein Können einbilden.“ 1. Korinther 1,27–29

In diesem Buch soll es nicht darum gehen, eine besonders erschütternde Geschichte zu erzählen. Er geht vielmehr um eine Frau, die viel Schweres erlebt und mitten in ihrer Not nach Frieden sucht. Nach einem Frieden mitten im Sturm. Dabei meine ich sowohl die grundsätzlichen, immer wieder auftretenden stürmischen Zeiten im Leben, als auch diese plötzlich hereinbrechenden, alles hinwegfegenden Orkane. Gott nutzt jede Form des Sturms, um uns zu begegnen, um uns zu zeigen, wo es zu seinem Frieden geht, und um uns zu lehren, wie man Gnade empfängt.

Dieses Buch will mehr sein als ein Buch für all diejenigen, denen mitgeteilt wurde, dass sie an Krebs erkrankt sind. Natürlich habe ich es auch für sie geschrieben. Ich will jede Person ermutigen, die diesen schweren Weg gehen muss. Aber das Buch ist auch für einen jeden von uns – weil jeder Mensch schwere Zeiten kennt, sei es in der Ehe, in der Kindererziehung, in Trauer und Leid, Einsamkeit ... jeder Form der Zerbrochenheit gilt dieses

Buch. Ich erzähle zwar meine persönliche Geschichte, aber ich möchte jedem Leser Mut machen, seine eigene ehrlich zu betrachten.

Ein paar Dinge machen mir Angst, wenn ich daran denke, dass dieses Buch eines Tages veröffentlicht wird. Zum einen möchte ich nicht, dass man in Zukunft denkt, allen Krebspatienten ginge es so wie mir. Was ich hier erzähle ist nicht allgemeingültig. Es ist die Geschichte meiner Seele und meiner Verletzlichkeit. Andere Menschen haben ihre eigenen Geschichten, die nicht weniger kostbar und lehrreich sind als meine. Jeder erlebt inneren Zerbruch anders.

Zum anderen erzähle ich von Konflikten in den Beziehungen meines Lebens, die zum Teil sehr heftig waren. Doch alle Enttäuschungen und Verletzungen haben letztlich dazu geführt, dass ich Jesus kennengelernt habe. Er hat mein zerbrochenes Herz geheilt und eine Sehnsucht nach den wirklich wichtigen Dingen des Lebens in mich hineingelegt. Das Schwere, wovon ich erzähle, gebraucht Gott immer noch, um an meinem Herzen zu arbeiten. Er schreibt eine Geschichte der Versöhnung und Wiederherstellung, deren Ende ich vielleicht nicht mehr hier auf Erden erleben werde. Ich würde es mir sehr wünschen, aber vielleicht bleibt mir dafür nicht mehr genug Zeit.

Beim Schreiben dieses Buches fühlte ich mich oft, als würde ich am Rand einer Klippe balancieren. Ich habe die schweren Erfahrungen meines Lebens in offene, ehrliche Worte gefasst und fühle mich dabei sehr unsicher. Die Erinnerungen an meine Kindheit, die schmerzhaften Erfahrungen im Gemeindedienst, die Kämpfe in der Ehe und der Kindererziehung und schließlich all die Schmerzen meiner Krankheitszeit – ich befehle alle Worte, die ich geschrieben habe, dem Einen an, der sie mir gegeben

hat. Es ist mir wichtig zu betonen, dass ich in allem Schweren vor allem das eine Ziel verfolge: Ich sehne mich nach Gottes Gnade und nach einem weichen, sanften Herzen. Und ich bete um Vergebung und Wiederherstellung in Bezug auf alle schmerzlichen Phasen meines Lebensweges. Mögen meine Leser all den Personen, von denen ich schreibe, ausschließlich in Güte und Gnade begegnen.

Ich werde vielleicht nicht mehr hier sein, wenn diese Seiten als Buch erscheinen werden. Doch ich vertraue Gott, dass er sie so gebrauchen wird, wie es seinem Willen entspricht. Ein Punkt, wo ich immer noch um tieferen Frieden ringe.

Kara Tippetts

Kapitel 1

Wie alles begann

*„Jedes Ereignis, alles auf der Welt hat seine Zeit:
Geborenwerden und Sterben,
Pflanzen und Ausreißen ...“*

Prediger 3,1–2

Früh fing es an. Die Angst hatte mich schon als Kind fest im Griff. Ich weiß noch, wie es damals war: Mit meinen kleinen Augen starre ich in dieses rote Gesicht und sehe den lodernen Zorn meines Vaters. Ich habe Angst davor, dass sich meine aufgeregte Blase über unserem braunen Teppich mit seinen langen, flauschigen Fäden entleert. Vater sieht ganz genau, wie verzweifelt ich meine Beine aneinanderpresse ... Und er sieht meine Angst vor seinem zornigen Gebrüll. Strafe muss sein, donnert er, baut sich vor mir auf, schreit und kündigt den Einsatz des hölzernen Paddels an. Es hängt immer griffbereit an der Wand und trägt das Wappenzeichen seiner studentischen Verbindung. Lambda Chi Alpha, die berühmte Burschenschaft, wartet nur darauf, mir wieder meine Fehler höhnisch vorzuwerfen.

Er schickt mich. Folgsam hole ich das Holz. Er benutzt es oft, führt die Strafe immer selbst aus, malt mir mein Versagen vor Augen, macht mir meine Fehler bewusst. Ich bebe unter dem Gewicht seines Zorns. Doch dann kann ich nicht mehr länger einhalten und spüre das Pipi. Mit dem Paddel in der Hand komme ich zurück, reiche es ihm, und mit dem Emblem der Bruderschaft voran führt er das Urteil aus. Ich krümme mich vor Schmerz, doch die wuchtigen Schläge sind nichts im Vergleich zu der Gewalt seiner Worte. Was er schreit, grausam und zornig, trifft mich härter als das Paddel. Endlich kann ich gehen, ins Bad, dann in mein Zimmer. Hier ist es ruhig. Ich ziehe meine nassen Sachen aus.

.....
Zorn macht uns alle blind.

Johanna Spyri
.....

Ich bin die Tochter meines Vaters, erzogen und verletzt durch seinen Zorn. Aber er war nicht der Einzige, der Einfluss auf mich hatte. Es gab auch die Offene, Fröhliche und Mutige, die mir den anderen Weg zeigte. Eine Frau, die mich umarmte und bei der ich spürte, dass sie Freude an mir hatte. Sie war glücklich, wenn ich da war, und sie hatte mich von Herzen lieb.

Meine Oma hieß Elnora.

Bestand mein Vater aus Zorn, so war sie Freude pur. Obwohl sie sich selbst umzingelt sah von eigenen, schweren, oft verzweifelten Kämpfen, freute sie sich doch an jeder noch so winzigen Kleinigkeit. Sie liebte es, mit ihren Schwestern zu kichern, sie konnte über eine kalte Cola jubeln und aß leidenschaftlich gerne im chinesischen All-You-Can-Eat-Restaurant. War ich bei ihr, wurde laut und herzlich gelacht. Ihre Liebe zu mir und meinen Geschwistern war grenzenlos. Von ihr lernte ich, Würmer aus der Erde zu graben, Fische zu säubern und gerne im Garten zu arbeiten. Dass ich mich dabei schmutzig machte, fand sie überhaupt nicht schlimm.

Sie war es auch, die mir erklärte, dass Träume sich nur selten erfüllten, aber dass fast alles zu ertragen war. Ihre persönlichen Herausforderungen und schweren Dinge unterschieden sich sehr von dem Leid, unter dem ich litt. Doch ich lernte von ihr, mich in allen Lebenslagen zu freuen, selbst wenn ich enttäuscht wurde. Ihr Bauernhof war wie ein heiliger Zufluchtsort für mich. Hier war ich die kostbare, geliebte Enkelin. Ich war mir sicher, ihr Liebling zu sein, genauso meine Schwester Jonna und mein Bruder Dennis. Sie war voller Liebe für uns – erfüllt von einer tiefen, bedingungslosen Liebe, die genug hatte für einen jeden von uns.

Jeden Sommer verbrachte ich auf dem Bauernhof von Oma Elnora und Opa Homer. Ich erlebte dort Zeiten voller Schönheit

und Harmonie. Es gab immer Nachtisch, meine Cousins waren vor Ort, wir verputzten riesige Wassermelonen und warteten stundenlang an Omas Teich, bis wir den größten Fisch an der Angel hatten. Nahezu regungslos saßen wir nebeneinander, beobachteten unsere Köder, die im Wasser trieben und hofften, dass die Schnur sich endlich spannen würde.

Ich verehrte Großmutter. Später wollte ich genau so sein wie sie, wollte auch Nachthemden aus Seide tragen und wissen, wo man die fettesten Raupen fand. Genau wie sie wollte ich jede freie Minute angeln gehen. In all meinen schönen Kindheitserinnerungen kommt sie vor; ihre Liebe, ihre Großzügigkeit und die ganze Fülle ihrer großen, einfachen Welt. Wenn ich einmal groß sein würde, wollte ich die gleiche rote Küche haben wie sie. Eine Küche, in der es immer nach Schinken roch.

Heute steht in meiner Küche ihr roter Stuhl. Damals saß ich als Kind oft auf ihm, als er in einer Ecke von Omas Küche stand. Von diesem Stuhl aus lauschte ich dem lieblichen Akzent, in dem die vielen Verwandten aus Kentucky miteinander sprachen. Hier lernte ich sie kennen, die nahen Verwandten und die entfernten und die vielen, deren Geschichten man sich an Omas reich gedecktem Tisch erzählte. Röstkartoffelberge wurden auf Platten herungereicht, dazu gab es einfachen Krautsalat und Maiskolben, die morgens noch auf dem Feld gestanden hatten. Wir aßen gebratenen Fisch in allen Variationen: blauen Sonnenbarsch, schwarzen Barsch und Forellenbarsch, dazu gab es riesige Tomaten, in Scheiben geschnitten, mit Salz, Brot und Butter. Im Anschluss wurden Bleche voller Apfelkuchen serviert.

Ich war schrecklich gerne bei Oma und wusste genau, wie willkommen ich jederzeit war. Kam ich an, so rannte sie aus der Hintertür und jubelte laut: „Ach du meine Güte, sieh mal an, wer

mich da besuchen kommt!“ Es kam mir immer so vor, als hätte sie die ganze Zeit auf ihrem Sofa gesessen, aus dem Fenster geschaut und nur darauf gewartet, dass ich kam. Es war so schön, bei ihr zu Besuch zu sein. Leider war ich immer nur zu Besuch – zu Hause war ich anderswo.



Meine Kindheit bestand aus großem Glück und großer Not. Ich suchte nach einem Halt, lange bevor ich das überhaupt in Worte fassen konnte. Zu Hause war ich so schwach, so klein. Immer überschattete mich dieser Zorn, dessen lautes Geschrei meine Stimme untergehen ließ. Und als ich sah, wie meine Geschwister für ihr Versagen bestraft wurden, lernte ich, leise zu sein. Trotz alledem: Geliebt zu werden, wurde alsbald zu meinem größten Lebensziel. Wann immer es möglich war, sorgte ich für Harmonie.

Ich war die Jüngste. Ich beobachtete alles und sah eine Menge Schmerz. Mit der Zeit stumpfte ich ab und gewöhnte mich an den immer heftiger werdenden Zorn, der sich gegen jeden in unserem Haus erhob und niemanden zur Ruhe kommen ließ. Der Zornige selbst hatte am wenigsten Frieden. Denn wo es keine Selbstbeherrschung mehr gibt, wo man den Zorn nicht mehr kontrolliert, da gibt es für niemanden mehr einen Raum der Sicherheit, keinen Rückzugsort. Und Zorn, so heftig er auch sein mag, bewirkt nie, was er erreichen will.

Da ich noch klein war, erlebte ich meinen wütenden Vater übermächtig und riesengroß. Sein rot-zorniges Gesicht mit den blitzenden Augen, die giftigen Worte, die sein Mund ausstieß, die Stimme, die sich überschlug, wenn er auf mich einschrte,

um mich korrigieren zu wollen. Doch er erreichte mit all dem nichts – außer, dass es mir das Herz brach.

Traf mich sein Zorn, litten meine Geschwister mit. Waren sein Geschrei und der Einsatz des Paddels der Burschenschaft vorbei, nahm ich ihre Gesichter wieder wahr. Zwischen uns brauchte es keine Worte. Ich sah, wie erleichtert sie waren, dass es nicht sie selbst getroffen hatte, und ihren Kummer, weil ihre kleine Schwester wieder einmal das Opfer gewesen war. Wir drei waren eine Familie für uns. Mein Bruder war der Älteste, dann kam meine Schwester, ich war die Jüngste. Jeder von uns bemühte sich, alles richtig zu machen. Der gemeinsame Schmerz verband uns tief. Wir schwiegen vor anderen über unser Leid und hielten fest zueinander. Was wir erlebten, darum wussten nur wir. Alles geschah hinter verschlossenen Türen.

War mein Vater wieder einmal von meinen Geschwistern enttäuscht, tat ich alles, um ihn zu besänftigen. Heimlich putzte ich das Zimmer meines Bruders und säuberte das Bad, nachdem meine Schwester darin gewesen war. Doch recht machen konnte ich es ihm nie. Ich beobachtete die Lage, versuchte zu helfen, und stellte immer wieder fest: Ich kann es nicht. Meine Liebe war zu schwach, meine Möglichkeiten nicht ausreichend, ich konnte meine Geschwister weder vor der Gewalt beschützen noch abschirmen. Und während sie allmählich zu jungen Leuten heranwuchsen, verhärtete sich gleichermaßen ihr Herz.

Hinter den verschlossenen Türen unserer Familie war so viel Not, doch nach außen drang nichts davon durch. Egal wie gestresst und wütend wir waren, kam Besuch, wurde Leben und Fröhlichkeit gespielt. Wir Kinder taten, was die Eltern erwarteten. Wir sahen gut aus, verhielten uns korrekt und präsentierten eine gute Erziehung. So versuchten wir zu verhindern, dass wir

nach dem Besuch wieder mit Zorn oder Schweigen bestraft werden würden. Erstaunlicherweise hatten meine Geschwister und ich Freude daran, unseren Eltern zu gefallen. Wir gaben unser Bestes. Unser ganzes Leben drehte sich nur darum, wie wir sie beeindrucken und erfreuen konnten. Ich vermute, dass die meisten Kinder so sind. Sie sind bereit, alles zu tun, wenn man ihnen nur Lob, Anerkennung und Liebe entgegenbringt.

.....

*Wem versuchten wir eigentlich, hier etwas vorzumachen?
Es war, als hätten wir uns alle darauf geeinigt, diese
unausgesprochenen Regeln zu befolgen, es war wie eine
stumme Verschwörung.*

Timothy S. Lande und Paul David Tripp

.....

Meine Geschwister wurden erwachsen und zogen aus. Sie folgten dem Vorbild meiner Eltern, schlossen sich studentischen Verbindungen an und erhielten ihre eigenen Paddel. Aber sie hatten sich geschworen, diese niemals an eine Wand zu hängen. Niemals würden sie die harten Hölzer gegen die kleinen Körper einsetzen, die ihnen eines Tages anvertraut werden würden.

Ich trennte mich nach und nach von meinem Elternhaus. Mit etwa vierzehn wurde ich unnachgiebiger und ging auf Opposition. Doch ohne meine Geschwister wurde ich hart und stieß endgültig an meine Grenzen. Sie waren die einzigen Menschen gewesen, die das Leben kannten, das wir unter Ausschluss der Öffentlichkeit führten. Mir fehlte dieser Trost, nachdem sie ausgezogen waren. Ich war einsam, wurde verbittert und suchte mir eine Ersatzfamilie unter Gleichaltrigen.

Mein Führerschein wurde zu meinem kostbarsten Besitz. Von da an war ich nur noch selten zu Hause. Gleichzeitig rebellierte

ich gegenüber jeglicher Autorität. Mein Herz war hart, verletzt und wütend. Am liebsten wäre ich zu Hause ausgezogen, aber meine Lebensumstände zwangen mich, weiterhin mit den Eltern, denen ich mich nun privat und öffentlich widersetzte, unter einem Dach zu wohnen. Auch heute tut es mir noch weh, wenn ich an all die Lieblosigkeiten jener Jahre zurückdenke. Wie traurig, dass meine Eltern und ich nicht die Kraft und die charakterliche Stärke hatten, aufeinander zuzugehen. Ich war voller Zorn und entfernte mich innerlich immer mehr von ihnen.



Es fällt mir nicht leicht, den nächsten Lebensabschnitt zu schildern, aber er ist Teil meiner Geschichte. In meiner Seele war es sehr dunkel, da war viel Hässliches. Die Verzweiflung fing an, viel Raum einzunehmen. Und ich suchte nach Trost. Manchmal half es mir, Bier zu trinken. Dann fing ich an, Marihuana zu rauchen. War mein Kopf benebelt genug, wurde ich lustig und mir wurde leicht ums Herz. Auch in den Armen von Jungs fand ich etwas Trost. Vielen von ihnen ging es ähnlich wie mir. Ich stürzte mich in diese Beziehungen, um meiner eigenen Geschichte zu entfliehen. Wir gingen miteinander um wie Erwachsene, obwohl wir noch Kinder waren. Weder hatten wir die Reife noch die Erfahrung, um unser Leben in die Hand zu nehmen und eine wirkliche Liebesbeziehung aufbauen zu können.

In meiner Rebellion hatte ich für meine Eltern nur noch Wut übrig. Ich ging durch die Eingangstür ins Haus, nur um gleich wieder durch das Fenster aus meinem Zimmer zu verschwinden. Wenn ich nicht zu Hause war, wohnte ich bei Freunden auf einer Insel. Ich belog meine Eltern und genoss die neu gewonnene

Freiheit. Meine Mutter und mein Vater führten eine innige Beziehung, doch als meine Probleme zunahmen, wuchs Distanz zwischen den beiden und zu mir. Genau das wollte ich auch. Ab und an verabredeten wir uns für ein Essen in dem Restaurant, in dem wir auch früher gelegentlich gegessen hatten. Dort spielten wir wieder heile Welt und erzählten uns, wie gut es uns ging und wie super alles lief. Ich spielte stets mit, da ich hoffte, anschließend ein weiteres Stück Freiheit bewilligt zu bekommen.

Die Welt, in der ich mich bewegte, nahm an Dunkelheit zu und ich begann, mich nach einem Ausweg zu sehnen. Während meines letzten Schuljahrs, als ich mich nach einer Universität umsah, beschäftigte mich nur ein Kriterium für die Auswahl: Ich wollte dort studieren, wo am meisten gefeiert wurde, und wo man mühelos Drogen bekam. Bei der Anmeldung kreuzte ich „Raucheretage“ an. Dort würden bestimmt die besten Partys steigen, vermutete ich. Ich wusste nicht, was ich sonst machen sollte. Ich war einfach weiter unterwegs auf dem dunklen Weg, der zu meiner verletzten Seele passte.

Nach außen spielte ich meine Rolle gut, ich war ein typisches Party-Girl. Aber innerlich fühlte ich mich immer noch wie das kleine Mädchen, das auf dem Teppich steht, während der Urin warm an seinen Beinen hinunterläuft. Ich war verloren, voller Angst und fühlte mich klein, unbedeutend.

Als das letzte Schuljahr hinter mir lag, hatte ich es eilig, meinem Elternhaus endgültig den Rücken zu kehren. Die Finsternis in mir hatte sich zu einem dunklen Knoten verdichtet. Vater und ich konnten es kaum noch ertragen, im gleichen Raum zu sein. Seit er in der Verwaltung einer Schule arbeitete, bildete er sich ein, in mein Leben hineinreden zu dürfen. Aber dafür war es jetzt zu spät. Ich zog aus. Meine Eltern standen meiner

Wut, Unfreundlichkeit, Passivität und Aggressivität hilflos gegenüber. Sie waren am Ende ihres Lateins und bemühten sich um irgendwelche Möglichkeiten, mich und mein Herz zu erreichen.

Dann aber kam jener denkwürdige Tag in meinem Abschlussjahr, als ich im Deutschunterricht neben einem Mädchen saß, das neu zum Glauben gekommen und sehr begeistert von Jesus war. Sie hieß Michele, war noch ziemlich jung und hatte nur eines im Sinn: Sie wollte mir unbedingt ihre Geschichte erzählen und mich mit ihrem Jesus bekannt machen. Ihr war aufgefallen, dass es mir nicht gut ging, deshalb wollte sie mich mit den Leitern ihrer Gemeinde zusammenbringen. Die könnten mir alles richtig erklären, meinte sie. Ich spürte, dass sie etwas an sich hatte, das ich von Oma Elnora kannte: Freude! Es war diese Freude, die ganz anders war als alle Vergnügungen, die man sich für Geld kaufen konnte. Mein Interesse war geweckt. Auch wenn die Verbitterung zum tragenden Element meiner Persönlichkeit geworden war, so sehnte ich mich doch nach einem Ausweg aus diesem Leben, das ich führte und das sich so ziellos im Kreis bewegte. Ich sehnte mich nach Heilung für meine Seele, nach einem Ende der Schmerzen, nach Wahrheit.

Ich vertraute Michele nicht wirklich, aber neugierig war ich schon. Als sie mich in ihre Jugendgruppe einlud, kam ich mit. Ihr Pastor sprach dort über Vergebung. Aber es ging nicht nur um die Vergebung von Jesus für alle Menschen, sondern der Pastor wurde sehr konkret. Er erzählte, wie er jeden Tag anderen vergeben musste, um heil durch den Alltag zu kommen – seiner Frau und allen anderen Menschen, mit denen er ehrliche Beziehungen führen wollte. Wenn wir falsch liegen und unser Unrecht zugeben, kann daraus Stärke werden, erklärte er. Ich war

fassungslos. Er sprach öffentlich über seine wunden Punkte. Wusste er nicht, dass solche Dinge hinter verschlossene Türen gehörten? Nein, er sprach ehrlich darüber, wie schwer es ihm fiel, freundlich zu seiner Frau zu sein. Er bräuchte ständig die Vergebung der anderen, um ein Leben der Liebe und des Glaubens führen zu können. Ich dachte immer, es gäbe dieses ungeschriebene Gesetz, dass man über solche Dinge niemals sprechen darf ...

Mir war klar, dass ich vieles im Leben falsch machte, das war nicht das Problem. Aber ich setzte alles daran, dass andere das nicht bemerkten. Doch dieser Jugendpastor zeigte mir den Weg in eine Freiheit, in der das nicht mehr nötig sein würde. Er war stark, weil er schwach war, und er kannte eine Liebe, die aus der Zerbrochenheit kam. Welch ein Angebot! Ich könnte meine Fäuste öffnen, meine Fehler zugeben, mit den falschen Dingen aufhören, aufrichtig lieben und von anderen geliebt werden? Ich würde geliebt werden, unabhängig von meinem Verhalten? Einfach so? Als Person, die ich nun einmal war, abstoßend, verletzt und zerstört?

Wie schön müsste es sein, Vergebung so zu leben! Da kam eine junge Frau auf mich zu und fragte mich, woran ich glaubte. Sie war mutig und ehrlich. Während sie mir das Evangelium erklärte, spürte ich, wie sehr sich mein Innerstes genau danach sehnte. War es das, was ich gesucht hatte? Was mir gefehlt hatte? Meine Fehler seien kein Problem, erklärte sie mir, weil Jesus an meiner Stelle ein vollkommenes Leben geführt hatte. Dass er dann am Kreuz stellvertretend meinen Platz einnahm, den eigentlich ich hätte einnehmen müssen, um vor Gott zu bestehen, schenkte mir in Gottes Augen Vollkommenheit. Dann stand er von den Toten auf und bewies damit, dass er Gott war.